

David Levithan
Noahs Kuss
... und plötzlich ist alles anders



Autorenfoto: © Tim Collins



DER AUTOR

David Levithan wurde NICHT in Frankreich oder Milwaukee geboren, hat weder in Harvard noch in Oxford studiert, und er lebt auch nicht in Manhattan, sondern auf der anderen Seite des Hudson River, in New Jersey. Gemeinsam mit Rachel Cohn hat er u.a. »Nick & Norah – Soundtrack einer Nacht« und »Naomi & Ely – Die Freundschaft, die Liebe und alles dazwischen« geschrieben. Sein preisgekrönter Roman »Noahs Kuss ... und plötzlich ist alles anders« hat in den USA mittlerweile Kultstatus.

David Levithan

Noahs Kuss

... und plötzlich ist
alles anders

Aus dem amerikanischen
Englisch von Bernadette Ott





Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier
München Super Extra für dieses Buch liefert
Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2011

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2003 für den Originaltext by David Levithan

© 2011 für die deutschsprachige Ausgabe c**bt**, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2003

unter dem Titel »Boy meets Boy« bei Alfred A. Knopf,
New York

Übersetzung: Bernadette Ott

Lektorat: Stefanie Rahnfeld

Umschlagillustration: Plainpicture/fstop/Stella/RF

Umschlagkonzeption: init.büro für Gestaltung, Bielefeld
st · Herstellung: AnG

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30719-9

www.cbj-verlag.de

Für Tony
(auch wenn er nur in einem Song existiert)

Jetzt geht's los

Neun Uhr abends, an einem Samstag im November. Joni, Tony und ich ziehen durch die Stadt. Tony wohnt im Nachbarort und er braucht dringend mal ein bisschen frische Luft. Seine Eltern sind Religionsfanatiker, wobei völlig unwichtig ist, um welche Religion es sich dabei handelt – ab einem bestimmten Punkt sind sie sich alle gleich. Kaum eine davon sieht es gern, dass ein schwuler Junge sich am Samstagabend mit seinen Freunden in der Stadt herumtreibt. Deshalb füttert uns Tony jede Woche mit Geschichten aus der Bibel, und am Samstag kreuzen wir dann bei ihm zu Hause auf, ausgestattet mit frommen Sprüchen und ernststen Mienen, und blenden seine Eltern mit unserer strahlenden Unschuld. Sie stecken ihm einen Zwanziger zu und wünschen ihm viel Spaß. Mit uns, seinem Bibel-Lesekreis.

Wir schauen uns für das Geld dann Liebeskomödien im Kino an, kaufen Krimskrams im One-Dollar-Laden oder hören unsere Lieblingslieder in der Jukebox. Unser Glücksgefühl ist dabei so heftig groß, näher können wir einem alle seine Geschöpfe liebenden Gott gar nicht sein. Tonys Eltern, denken wir dann, müssten uns eigentlich gut

verstehen, wenn sie nur nicht so falsch gewickelt wären, grundsätzlich ganz viele Dinge misszuverstehen.

Tony muss um Punkt Mitternacht zu Hause sein, deshalb sind wir in Cinderella-Mission unterwegs. Da heißt es, keinen Augenblick zu vergeuden.

In unserer Stadt gibt es nicht wirklich eine Schwulen- oder eine Hetero-Szene. Das hat sich alles schon vor längerer Zeit vermischt und ich finde das gut so. Als ich noch jünger war, mussten die schwulen Jungs entweder nach Big City flüchten, wenn sie sich mal amüsieren wollten, oder selbst für ihren Spaß sorgen. Jetzt hat sich das alles gewandelt. Die meisten Hetero-Jungs hier schleichen sich auch schon mal heimlich in die Queer Beer Bar. Jungs, die Jungs lieben, flirten mit Mädchen, die Mädchen lieben. Und egal, ob dein Herz für Standardtanz oder Bluegrass Punk schlägt, auf der Tanzfläche kann sich jeder austoben, wie er will.

Das ist meine Stadt. Ich habe hier mein ganzes Leben lang gelebt.

Heute spielt Zeke, unser schwuler Rastakumpel, in der Filiale der großen Buchhandelskette im Ort. Joni ist die Einzige, die schon einen Führerschein hat; sie hat ihn in dem Bundesstaat, in dem ihre Großmutter wohnt, gemacht. Deshalb ist sie wie immer der Chauffeur und kutschiert uns im Familienauto herum. Wir machen sämtliche Fenster auf und stellen das Radio auf ganz laut – wir mögen es, wenn unsere Musik unsere ganze Umgebung durchdringt, Teil des Äthers wird. Tony wirkt heute etwas traurig, deshalb darf er wählen. Er wechselt auf einen trübseligen Folk-Sender, und wir fragen ihn, was los ist.

»Ich weiß es nicht«, sagt er, und wir wissen, was er meint. Diese namenlose Leere.

Wir versuchen, ihn aufzuheitern, und laden ihn in unser Lieblings-Diner zu einem Blaubeercocktail ein. Jeder von uns nimmt einen Schluck, und dann vergleichen wir, bei wem die Zunge am blauen ist. Als Tony zusammen mit Joni und mir die Zunge herausstreckt, wissen wir, dass er wieder okay ist.

Zeke ist schon mittendrin, als wir es schließlich in die Buchhandlung in der Nähe des Highways schaffen. Er hat seine Bühne in der Ecke mit der »Europäischen Geschichte« aufgebaut und streut immer mal wieder Namen wie Hadrian und Kopernikus in seinen Mojo-Rap ein. Der Laden ist gerammelt voll. Ein kleines Mädchen setzt sich seinen Stoffhasen auf die Schultern, damit auch er alles sehen kann. Ihre Mütter stehen hinter ihr, halten Händchen und nicken zu Zekes Rhythmus mit. Die Homo-Rasta-Szene wächst und gedeiht in der »Garten«-Abteilung, während in der »Schönen Literatur« die drei einzigen Hetero-Jungs unserer Lacrosse-Mannschaft einer jungen Buchhändlerin schöne Augen machen. Sie scheint nichts dagegen zu haben. Ihre Brille ist schwarz wie Lakritze.

Ich bewege mich wie ein Fisch im Wasser durch die Menge, grüße nickend, lächle hallo. Ich liebe solche Momente, ihre schwebende Wirklichkeit. Ich bin ein Vogel, der weit spähend über das Land der Boyfriends und Girlfriends gleitet. Ich bin die drei Noten mitten in der Mitte eines Songs.

Joni packt mich und Tony am Ärmel und zieht uns zu

»Ratgeber und Selbsthilfe«. Dort drücken sich ein paar mürrisch wirkende Typen herum, darunter auch solche, die mit der Musik offensichtlich nichts am Hut haben und sich lieber auf die »Dreizehn Wege zu Ihrem persönlichen Erfolg« konzentrieren. Ich weiß, dass Joni uns hierhergebracht hat, weil es manchmal einfach sein *muss*. Man *muss* manchmal einfach wie ein Verrückter in der Selbsthilfeabteilung der örtlichen Buchhandlung tanzen. Also tanzen wir. Tony zögert – er ist nicht so der große Tänzer. Aber wie ich ihm schon eine Million Mal gesagt habe: Wenn es ums Tanzen geht, wahres Tanzen, dann ist völlig egal, wie man dabei rüberkommt – die Freude, die man daran hat, zählt. Nichts sonst.

Zekes Rhythmus ist ansteckend. Die Leute singen und sinken einander in die Arme. Die Bücher in den Regalen sind wie durch ein Kaleidoskop zu sehen – kreisende bunte Streifen, vorbeihuschende verwischte Wörter.

Ich kreise. Ich singe. Ich schwebe. Meine Freunde sind an meiner Seite und Zeke baut die Hugenotten in seinen Rap ein. Ich drehe mich um mich selbst und fege ein paar Bücher aus den Regalen. Als der Song vorbei ist, bücke ich mich, um sie aufzuheben.

Ich taste auf dem Boden herum und finde mich plötzlich zwei Turnschuhen gegenüber. Ziemlich coolen Turnschuhen.

»Ist das deins?«, fragt eine Stimme über den Schuhen.

Ich blicke nach oben.

Und da ist er.

Seine Haare zeigen in mindestens zehn unterschiedliche

Richtungen. Seine Augen stehen ein bisschen eng beieinander, aber, Mannomann, wie grün sie sind. An seinem Hals entdecke ich ein kleines Muttermal, das die Form eines Kommas hat.

Ich finde ihn bildschön.

Er streckt mir ein Buch entgegen. »Migräne findet nur im Kopf statt«.

Ich spüre mit einem Mal, wie ich atme. Ich spüre, wie mein Herz klopft. Ich merke, dass mir mein Hemd halb aus der Hose hängt.

Ich nehme ihm das Buch aus der Hand, sage Danke und stelle es zurück ins Regal. Alle Ratgeber der Welt können mir jetzt nicht mehr helfen.

»Kennst du Zeke?«, frage ich und nicke in Richtung der Bühne.

»Nein«, antwortet er. »Ich bin wegen einem Buch hier.«

»Ich bin Paul.«

»Ich bin Noah.«

Er schüttelt mir die Hand. Ich berühre ihn.

Ich spüre, wie Joni und Tony neugierigen Abstand wahren.

»Kennst du diesen Zeke denn?«, fragt Noah. »Was er da macht, ist berauschend.«

Ich rolle das Wort in meinem Kopf hin und her – *berauschend*. Es ist wie ein Geschenk, das zu hören.

»Ja, wir gehen in dieselbe Schule«, sage ich beiläufig.

»Die Highschool hier?«

»Ganz genau.« Ich blicke nach unten. Seine Hände sind vollkommen.

»Auf die geh ich auch.«

»Echt?« Das kann nicht sein, ich habe ihn vorher noch nie gesehen. Wenn ich ihn vorher schon mal gesehen hätte, dann wäre er mir todsicher aufgefallen.

»Seit zwei Wochen. Bist du in der Zwölften?«

Ich blicke auf meine Keds hinunter. »In der Zehnten.«

»Cool.«

Jetzt will er mich wohl auf den Arm nehmen. In der Zehnten zu sein ist überhaupt nicht cool. Das weiß jeder.

»Noah?«, unterbricht uns eine Stimme, fordernd und ungeduldig. Ein Mädchen ist hinter ihm aufgetaucht. Sie trägt eine tödliche Mischung aus Pastelltönen. Obwohl sie jung ist, könnte sie die Moderatorin einer Hausfrauen-Talkshow sein.

»Meine Schwester«, erklärt er zu meiner großen Erleichterung. Sie stapft davon. Ganz klar, sie erwartet, dass er mitkommt.

Wir zögern noch eine Sekunde. Ein kurzer Ausklang des Bedauerns. Dann sagt er: »Man sieht sich.«

Ich will antworten *Hoffe ich*, aber plötzlich habe ich Angst, zu forsich zu sein. Ich kann flirten, dass sich die Balken biegen – aber nur, wenn es nicht wichtig ist.

Das hier ist wichtig.

»Klar, man sieht sich«, echoe ich zurück. Noah geht, als Zeke gerade sein nächstes Stück anfängt. An der Tür dreht er sich noch einmal um und lächelt mir zu. Ich spüre, wie ich rosarot werde.

Jetzt kann ich nicht mehr tanzen. Man kann sich dem Rhythmus nicht hingeben, wenn der Kopf voller Gedan-

ken ist. Manchmal kann man sie durch Tanzen abschütteln und loswerden.

Aber ich will sie nicht loswerden.

Ich will sie behalten.

»Und was meinst du, zu wem er gehört?«, fragt Joni nach dem Auftritt. »Braut oder Bräutigam?«

»Ich finde, dass heutzutage jeder zu jedem gehören kann«, antworte ich.

Zeke packt sein Equipment ins Auto. Wir stehen an seinen VW-Bus gelehnt da und blinzeln, bis wir das Licht der Straßenlaternen in funkelnde Sterne verwandelt haben.

»Ich glaube, er mag dich«, sagt Joni.

»Joni!«, protestiere ich. »Du hast auch geglaubt, dass *Wes Travers* mich mag – dabei wollte er von mir nur die Hausaufgaben abschreiben.«

»Aber diesmal ist es anders. Er war die ganze Zeit bei ›Kunst und Architektur‹, bis er dich plötzlich gesehen hat. Der war nicht auf der Suche nach einem Lebenshilfebuch.«

Ich schaue auf die Uhr. »Gleich wird Cinderellas Kutsche wieder in einen Kürbis verwandelt. Wo steckt Tony?«

Wir finden ihn ein Stück weiter, er liegt in der Mitte der Straße auf einer kleinen Verkehrsinsel, die vom Kiwanis-Klub unserer kleinen Stadt liebevoll bepflanzt worden ist.

Seine Augen sind geschlossen. Er lauscht der Musik des vorbeirauschenden Verkehrs.

Ich steige über die Absperrung und sage ihm, dass die Bibelstunde für heute vorbei ist.

»Ich weiß«, sagt er zum Himmel. Und dann, während er aufsteht: »Mir gefällt es hier.«

Ich will fragen *Was meinst du mit hier?* Ist *hier* diese Verkehrsinsel oder diese Stadt oder diese Welt? Mehr als alles andere in diesem seltsamen Leben will ich, dass Tony glücklich wird. In den Sternen steht nicht geschrieben, dass wir beide uns ineinander verlieben sollen, das haben wir vor langer Zeit herausgefunden. Aber das hindert mich nicht daran, ihm alles Glück der Erde zu wünschen. Ich will, dass es hier in dieser Welt gerecht zugeht. Und in einer gerechten Welt würde Tony strahlen und funkeln.

Ich könnte ihm das jetzt sagen, aber er würde es nicht annehmen. Er würde meinen Wunsch auf dieser Insel mitten im Verkehr lassen, anstatt ihn zusammenzufalten und immer mit sich zu tragen, um zu wissen: Es gibt ihn, diesen Wunsch.

Wir brauchen alle einen Platz. Ich habe meinen – diese kunterbunte, chaotische Mischung aus Freunden, Melodien, Nachmittagsaktivitäten und Träumen. Ich will, dass er auch einen Platz hat. Wenn er sagt *Mir gefällt es hier*, will ich, dass dabei kein trauriger Unterton mitschwingt. Ich will dann zu ihm sagen können: *Bleib!*

Aber ich bin still, weil auch die Nacht jetzt still wird und Tony bereits auf dem Weg zurück zum Parkplatz ist.

»Was hat das eigentlich mit diesem Kiwanis auf sich?«, ruft er über die Schulter.

Ich antworte, dass es nach einem Vogel klingt. Einem Vogel von weit, weit her.

»Hi, Gay Boy. Hi, Tony. Hi, Chica.«

Ich brauche nicht mal vom Asphalt hochzusehen. »Hallo, Ted«, sage ich.

Er taucht in dem Moment vor uns auf, als wir losfahren wollen. Ich kann Tonys Eltern hören, wie sie gerade ihr Abendgebet beenden, obwohl sie meilenweit entfernt sind. Sie erwarten uns bald. Ted versperrt uns mit seinem Auto den Weg. Nicht aus Bosheit. Aus reiner Gedankenlosigkeit. Ted ist der Meister der Gedankenlosigkeit.

»Du bist uns im Weg«, erklärt ihm Joni vom Fahrersitz aus. Ihre Verärgerung hält sich trotzdem in Grenzen. Ich würde mal sagen, sie ist bestenfalls viertelherzig.

»Du siehst hübsch aus heute Abend«, antwortet er.

Ted und Joni haben in den vergangenen beiden Jahren zwölfmal miteinander Schluss gemacht. Was auch heißt, dass sie elfmal wieder zusammengekommen sind. Ich habe schwer das Gefühl, dass wir auf den Abgrund der Wiedervereinigung Nummer zwölf zutaumeln.

Ted ist intelligent und sieht gut aus, aber er nutzt diese Gaben nicht sinnvoll. Wie ein Millionär, der niemals für einen guten Zweck spendet. Seine Welt reicht kaum weiter als bis zum nächsten Spiegel. Sogar jetzt, in der Zehnten, hält er sich noch für den König unserer Schule. Er hat noch nicht mitgekriegt, dass wir in einer Demokratie leben.

Das Problem ist nur, dass Ted trotzdem kein Total-Ausfall ist. Manchmal gibt er nämlich trotz der Nebelschwaden seines Narzissmus einen kristallklaren Kommentar ab, der von so tiefer Einsicht zeugt, dass man wünscht, man

hätte ihn selbst gemacht. Ein wenig von diesem plötzlichen Charme kann lange vorhalten. Vor allem bei Joni.

»Wirklich«, sagt sie jetzt und klingt eine Spur entspannter, »wir müssen los.«

»Sind eurem Bibel-Kränzchen die Psalmen und Verse ausgegangen? ›Oh Herr, der ich durch die tiefen Täler des Zweifels wandle, gewähre mir die Gnade, einen Walkman tragen zu dürfen ...«

»Der Herr ist mein DJ«, sagt Tony feierlich. »Mir wird an nichts mangeln.«

»Eines Tages, Tony – befreien wir dich, das schwöre ich.« Ted schlägt mit der Faust auf die Kühlerhaube, um seiner Aussage Nachdruck zu verleihen, und Tony salutiert. Dann bewegt Ted sein Auto weg, und fort sind wir.

Die Uhr auf Jonis Armaturenbrett zeigt 12:48, aber das ist vollkommen in Ordnung, weil wir mit dem Ende der Sommerzeit eine Stunde gewonnen haben. Wir fahren in die blauschwarze Nacht, aus dem Radio tönt eine sanfte, weiche Melodie, langsam gleitet die nächtliche Stunde in den Schlaf hinüber.

Noah wird zu einer verschwommenen Erinnerung. Ich spüre allmählich nicht mehr, wie sehr seine Gegenwart mich verwirrt hat; das Schwindelgefühl löst sich in eine diffuse Wolke von Wohlbehagen auf.

»Wie kommt es, dass ich ihn noch nie gesehen habe?«, frage ich.

»Vielleicht hast du nur auf den richtigen Augenblick gewartet«, sagt Tony.

Vielleicht hat er recht.

Paul ist schwul

Ich habe immer schon gewusst, dass ich schwul bin. Aber erst im Kindergarten haben mir das dann auch andere bestätigt.

Meine Erzieherin stellte es kurz und bündig fest. Es stand auf der Karteikarte, die sie für jeden von uns anlegte: »PAUL IST ZWEIFELLOS SCHWUL UND HAT EINE SEHR GUTE SELBSTEINSCHÄTZUNG.«

Ich konnte damals schon lesen und entdeckte diese Notiz eines Tages auf ihrem Schreibtisch, kurz bevor wir unser Mittagsschläfchen halten sollten. Und ich muss gestehen: Ich hätte nicht gemerkt, dass ich anders bin als die andern, wenn Mrs Benchly mich nicht darauf gestoßen hätte. Ich war damals fünf und ging einfach davon aus, dass alle Jungs sich zu anderen Jungs hingezogen fühlten. Warum hätten sie sonst ihre ganze Zeit miteinander verbringen, in Mannschaften zusammen Sport treiben und sich über Mädchen lustig machen sollen? Weil wir uns alle mochten, das war doch klar. Wozu es Mädchen eigentlich gab, hatte ich noch nicht ganz herausgefunden, aber bei der Sache mit den Jungs glaubte ich mich eins a auszukennen.

Entsprechend groß war meine Überraschung, als ich herausfand, dass ich das ganz und gar nicht tat. Als ich sämtliche Karteikarten durchging, stellte ich nämlich fest, dass kein einziger anderer Junge mit dem Etikett »ZWEIFELLOS SCHWUL« versehen worden war. (Gerechtigkeitshalber muss ich aber erwähnen, dass auch bei keinem anderen »SEHR GUTE SELBSTEINSCHÄTZUNG« vermerkt war.) Mrs Benchly erwischte mich an ihrem Schreibtisch und wirkte ziemlich alarmiert. Weil ich völlig verwirrt war, bat ich sie um Aufklärung.

»Bin ich wirklich schwul?«, fragte ich.

Mrs Benchly schaute mich an und nickte.

»Was ist denn schwul?«, fragte ich.

»Schwul ist, wenn ein Junge andere Jungen mag«, erklärte sie.

Ich deutete in die Malecke, wo Greg Easton auf dem Fußboden mit Ted Halpern raufte.

»Ist Greg auch schwul?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete Mrs Benchly. »Zumindest noch nicht.«

Interessant. Ich fand das alles sehr interessant.

Mrs Benchly erklärte mir danach noch mehr – die ganze Jungs-lieben-Mädchen-Kiste. Ich kann nicht behaupten, dass ich sie verstanden habe. Da fragte sie mich, ob mir denn schon aufgefallen sei, dass zu einer Ehe meistens ein Mann und eine Frau gehörten. Es war mir bis dahin noch nie in den Sinn gekommen, das so zu betrachten. Ehe hatte etwas mit Liebe zu tun? Ich hatte immer geglaubt, dieses Männer-Frauen-Arrangement sei noch so was Seltsames,

was sich Erwachsene eben ausdenken, ähnlich wie Zahnreinigung mit Zahnseide. Jetzt erzählte mir Mrs Benchly etwas, das viel schwerwiegender war. Das mir wie eine weltweite, dumme Verschwörung vorkam.

»Aber da spür ich nichts«, protestierte ich. Einen Augenblick lang war ich abgelenkt, weil Ted gerade Greg Easton das T-Shirt über den Kopf zog, was ich irgendwie cool fand. »Was ich fühle, ist doch richtig ... oder?«

»Für dich schon«, verkündete Mrs Benchly. »Was du fühlst, ist für dich absolut in Ordnung. Vergiss das nie!«

Und das hab ich auch nicht. Mehr oder weniger.

Am Abend behielt ich meine große Neuigkeit für mich, bis meine Lieblingssendung auf Nickelodeon vorbei war. Mein Vater war in der Küche, wo er den Abwasch machte. Meine Mutter war mit mir im Wohnzimmer und lag lesend auf der Couch. Ich schlich mich leise an sie ran.

»RATE MAL!«, brüllte ich. Sie zuckte zusammen, bemühte sich dann aber, so zu tun, als hätte ich sie überhaupt nicht erschreckt. Weil sie ihr Buch nicht ganz zuklappete, sondern nur den Finger zwischen die Seiten klemmte, wusste ich, dass ich nicht viel Zeit zur Verfügung hatte.

»Was ist denn?«, fragte sie.

»Ich bin schwul!«

Eltern reagieren nie so, wie man sich das vorstellt. Ich hatte damit gerechnet, dass meine Mutter zumindest ihren Finger aus dem Buch nehmen würde. Aber nein. Stattdessen drehte sie den Kopf in Richtung Küche und rief meinem Vater zu: »Schatz ... Paul hat ein neues Wort gelernt!«

Meine Eltern haben dann ein paar Jahre gebraucht. Aber schließlich haben sie sich daran gewöhnt.

Nach meinen Eltern war Joni die Erste, der ich mich geoutet habe.

Das war in der zweiten Klasse.

Als es passierte, waren wir beide gerade unter meinem Bett. Wir waren unter meinem Bett, weil Joni zu mir zum Spielen gekommen war und es zum Spielen im gesamten Haus keinen cooleren Platz als unter meinem Bett gab. Wir hatten uns mit Taschenlampen ausgerüstet und erzählten uns Gruselgeschichten. Ein Rasenmäher brrrrrummte draußen. Wir bildeten uns ein, es wäre der Sensenmann, der gekommen war, um uns zu holen. Das war nämlich unser Lieblingsspiel: dem Tod gerade noch von der Schippe springen.

»Also, eine giftige Schlange hat dich in den linken Arm gebissen – was tust du?«, fragte Joni.

»Ich versuche, das Gift auszusaugen.«

»Aber das klappt nicht. Das Gift steigt deinen Arm hoch ...«

»Dann nehme ich eine Axt und hacke mir den Arm ab.«

»Aber wenn du dir den Arm abhackst, verblutest du.«

»Dann ziehe ich mein T-Shirt aus und binde es um den Stumpf, um die Blutung zu stoppen.«

»Aber ein Geier riecht das Blut und stürzt auf dich herab.«

»Dann benutze ich meinen rechten Arm, um den linken Arm zu packen, den ich abgehackt habe, und schlage damit den Geier in die Flucht!«

»Aber ...«

Joni hörte auf zu reden. Zuerst dachte ich, ich hätte sie mit meiner brillanten Argumentation zum Schweigen gebracht. Dann kam ihr Gesicht mit geschlossenen Augen immer näher. Sie roch nach Kaugummi und Fahrradschmiere. Bevor ich wusste, wie mir geschah, berührten ihre Lippen meine. Ich war so schockiert, dass ich sofort aufsprang. Weil wir immer noch unter meinem Bett waren, krachte ich mit dem Kopf an den Lattenrost meiner Matratze.

Jonis Augen klappten auf.

»Warum machst du das?«, brüllten wir beide gleichzeitig.

»Magst du mich nicht?«, fragte Joni, spürbar verletzt.

»Doch«, sagte ich. »Aber ich bin schwul, weißt du?«

»Oh. Cool. 'tschuldigung.«

»Kein Problem.«

Eine Pause, dann fuhr Joni fort:

»Aber der Geier zerrt dir den linken Arm aus der Hand und fängt an, damit auf dich einzuprügeln ...«

In diesem Augenblick wusste ich, dass Joni und ich für ganz lange gute Freunde sein würden.

Mit Jonis Hilfe wurde ich dann der erste erklärtermaßen schwule Klassensprecher, seit Ms Farquar an unserer Schule unterrichtete.

Joni war meine Wahlkampfleiterin. Sie war auch diejenige, die sich meinen Wahlkampflogan ausgedacht hat: »WÄHLT MICH ... ICH BIN SCHWUL!«

Ich fand, das war eine extreme Vereinfachung meiner

Haltung zu den diskutierten Themen (für mehr Pausen, gegen mehr Sport), aber Joni erklärte, damit sei mir die Aufmerksamkeit der Medien todsicher. Zuerst wollte sie als Slogan »WÄHLT MICH ... ICH BIN EIN SCHWULER«, aber ich wandte ein, dass man das aus der Ferne womöglich als »WÄHLT MICH ... ICH BIN EIN SCHÜLER« missverstehen könnte, und ein solcher Allgemeinplatz würde mich sicherlich Stimmen kosten. Deshalb haben wir uns auf das Adjektiv geeinigt, und dann ging's richtig los!

Mein größter Gegner war (tut mir leid, das sagen zu müssen) Ted Halpern. Sein erster Slogan lautete »WÄHLT MICH ... ICH BIN NICHT SCHWUL«, womit er nicht gerade besonders pfiffig rüberkam. Danach versuchte er es mit »IHR KÖNNT IHN NICHT WÄHLEN ... ER IST SCHWUL«, was erstens zu lang und zweitens ziemlich dumm war, weil niemand gesagt bekommen möchte, wen er *nicht* wählen kann. In den letzten Tagen vor der Wahl probierte Ted es schließlich aus lauter Verzweiflung mit »KEINE STIMME FÜR DIE SCHWUCHTEL«. Hallo? Joni hätte ihn dafür am liebsten gleich plattgemacht, aber ich wusste, dass er uns damit nur in die Hände spielte. Als dann die Wahl stattfand, bekam er nur den ziemlich kleinen Anteil der Schwachkopf-Wählerstimmen, während ich die Mädchen-Stimmen, die Liberale-Jungs-Stimmen, die Nicht-bekennende-Homosexuelle-Stimmen (wir waren damals in der fünften Klasse) und die Ted-Hasser-Stimmen einstreichen konnte. Es war ein Erdrutschsieg, und als alles vorbei war, hat Joni Ted sowieso noch verprügelt.

Am nächsten Tag beim Mittagessen tauschte Cody O'Brien mit mir dann zwei Twinkies gegen eine Schachtel Rosinen – ganz klar ein ungleicher Tausch. Am Tag darauf gab ich ihm drei Yodels für ein Fig Newton.

Das war mein erster Flirt.

Bei der Abschlussfeier nach der fünften Klasse war Cody mein Tanzpartner. Jedenfalls hätte er mein Partner sein sollen. Zwei Tage vor dem großen Ereignis hatten wir dann einen Streit wegen einem Nintendo-Spiel, das er von mir ausgeliehen und verschlampt hatte. Ein lächerlicher Grund, um Schluss zu machen, ich weiß. Aber Codys Verhalten in der Sache (Lügereien! Täuschungsmanöver!) war ein deutliches Anzeichen für größere Probleme. Zum Glück sind wir als Freunde auseinandergegangen. Eigentlich hätte ich gern Joni als Ersatzpartnerin gehabt, aber zu meiner riesengroßen Überraschung verkündete sie mir, dass sie bereits mit Ted verabredet war. Sie schwor mir, er habe sich radikal geändert.

Das war ebenfalls ein deutliches Anzeichen für größere Probleme. Nur dass ich das damals noch nicht einmal ahnte.

In der sechsten Klasse bildeten Cody, Joni, eine lesbische Schülerin namens Laura und ich die erste Homo-Hetero-Allianz an unserer Schule. Uns hatte im Grunde ein einziger Blick genügt, um glasklar zu erkennen, dass die ganzen Hetero-Kids ringsum dringend unsere Hilfe benötigten. Zum einen schon mal deswegen, weil sie alle dieselben



David Levithan

Noahs Kuss

...Und plötzlich ist alles anders

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30719-9

cbt

Erscheinungstermin: März 2011

Für alle, die »Brokeback Mountain« gesehen und geliebt haben

Eigentlich hat Paul von der Liebe genug, seit sein Ex-Freund Kyle ihn schmähdlich hat sitzen lassen. Doch dann trifft er Noah – und plötzlich ist alles ganz anders. Denn Paul und Noah verlieben sich heftig ineinander, und auch wenn beide über letzten Beziehungen noch nicht ganz hinweg sind, beschließen sie doch, sich aufeinander einzulassen. Pech nur, dass Ex-Freund Kyle genau den Moment, in dem Paul und Noah sich näherkommen, abpasst, um sich seinerseits wieder an Paul heranzumachen. Dadurch wird das frische Liebesglück der beiden sogleich auf eine ernsthafte Probe gestellt ...